

David Friedrich Strauß und Friedrich Theodor Vischer

Von Ernst Müller

Im 19. Jahrhundert ist das Land Württemberg von Hoch und Nieder, die in ihm geboren und erzogen wurden, noch als Vaterland angeredet und erlebt worden. Von ihm geachtet oder verstoßen zu werden, bedeutete entweder geborgen und angesehen oder ins Elend geworfen zu sein. Der Briefwechsel zwischen den zwei in der Geistesgeschichte der neueren Zeit bedeutendsten Gestalten – wir meinen die beiden Stifter Strauß und Vischer – zeugt von der wunderbaren Anziehungskraft des Vaterlandes, aber auch von den Leiden und Kämpfen um Verständnis und vom Fluch des Fortziehens, weil keine Lebensmöglichkeit geboten wurde und der freie Geist, die freie Forschung sich noch kein Daseinsrecht hatte sichern können in einem geistig zurückgebliebenen oder vorsichtig konservativ sich gebärdenden Lande, dessen Behörden auf irgendeine Weise einer verknöcherten Orthodoxie protestantischer Artung hörig waren. Der briefliche Austausch zwischen den Kompromotionalen aus Blaubeuren und dem evangelischen Stift, zwischen den Kollegen im Amt des Repetenten, deren Wege sich nach Abschluß der Studien zwangsweise getrennt haben, beginnt im Jahre 1836 und schließt im Jahre 1872. Es sind etwa 500 Briefe, die größere Zahl davon schrieb Strauß, der bisher, besonders in der liberalen Ära bis 1914 zwei Biographen und schwäbische Gelehrte gefunden hatte, die auch den allergrößten Teil seiner Briefe herausgaben (Eduard Zeller „Ausgewählte Briefe“, 1896; Heinrich Maier „Briefe Straußens an L. Georgii“, 1912). Überraschungen sind deshalb von dieser Seite nicht mehr zu erwarten. Dagegen bieten Vischers Briefe den Reiz der Neuheit und Unbekanntheit. Daß beider Briefe nun notwendig zusammengehörig, da die meisten Fragen beantworten, die der eine Briefschreiber gestellt hatte, dargeboten werden, ist höchst verdienstvoll und gestattet dem kennerischen Leser einen Einblick in württembergische Verhältnisse und Denkweisen, in Familiäres, Politisches, Theologisches, Literaturgeschichtliches, die ohne diese Briefe niemals mehr hätten gewußt werden können. Sie sind, aufs Ganze gesehen, Dokumente eines erregenden und einmaligen Vorgangs in der Geistesgeschichte, der über Württemberg hinaus im ganzen Deutschland des 19. Jahrhunderts die fortschrittliche aber auch hart umkämpfte Macht war.

Im Auftrag der Deutschen Schillergesellschaft hat deren Vorstand Erwin Ackerknecht den Tübinger Gelehrten und Vischerforscher Adolf Rapp mit der Herausgabe und der Aufschlüsselung des Materials betraut. Es wird zwar aus den Mitteilungen der Editionsgrundsätze durch Ackerknecht nicht ganz klar, was nun der Herausgeber ausgelassen hat und wieviel, der Leser bemerkt lediglich an kritischen Stellen Andeutungen, daß hier Teile oder Sätze fehlen – es sind nicht viele Stellen – und es bleibt seiner Phantasie überlassen anzunehmen, ob solche Textstellen im Einvernehmen mit den Streichungen, die Vischers Sohn Robert gemacht hat, schon von Vischers Sohn Robert weggeschnitten oder bloß ausgestrichen wurden. Ferner bemerkt der Herausgeber, er habe auch solche Stellen ausgelassen, die wegen ihrer Undurchsichtigkeit umständliche Erläuterungen verlangt hätten. Viel und Wichtiges kann es nicht gewesen sein. Die vielen Schwabismen sind im Original wiedergegeben, wenn auch in den Anmerkungen nicht immer richtig erklärt, während sonst die Rechtschreibung und die Satzzeichen „unserer Schreibgewohnheit vorsichtig angeglichen sind“ (Seite 20).

Nicht nur dem Kenner, sondern vor allem auch dem interessierten Leser dienen Adolf Rapps ausgezeichnete Zwischentexte in Kursivschrift und die Anmerkungen am Schluß der beiden Bände, zum Verständnis der lebensgeschichtlichen oder schriftstellerischen Situation. Treten in der Zeitfolge größere Lücken auf, dann hat Adolf Rapp dies durch Mitteilungen der Briefschreiber an andere ihnen eng befreundete Personen, vor allem beider Lebenskamerad Ernst Rapp, mit großer Kenntnis ausgefüllt, so daß sowohl Vischers als auch Straußens Schicksale und Schriftstellertum in einem geschlossenen Kreise erscheinen, wenn auch zu bedauern ist, daß nicht mindestens auch Rapps Korrespondenz von ihm und an ihn (670 Briefe) hat mit veröffentlicht werden können. Außerordentlich wertvoll ist neben dem Gesamtregister vor allem die Bibliographie aller Veröffentlichungen Vischers und Straußens in zeitlicher Folge am Ende des zweiten Bandes und in einer Vollständigkeit, die bisher noch von niemandem geleistet wurde. Angaben über Besitzer der Handschriften zeigen zuletzt, mit welcher wissenschaftlichen Strenge Rapp gearbeitet hat.

Wie in ihren Werken, so treten auch in ihren Briefen Strauß und Vischer ihrer Aussage, ihrem Temperament, ihrer Gedanklichkeit, ihrer Art zu handeln und nachzudenken als Gegensätze auf, wie sie bei Hegelianern nicht schöner in dialektischem Spruch und Widerspruch vorhanden sein können. Was sie einte, der gleiche Geist der Besinnung über eine Art der Forschung, die allein die Welt als Diesseits und im Kampf gegen ein vermeintliches christlich-gläubiges Jenseits verstehen und anerkennen wollte, hielt sie auch in der Unterschiedlichkeit ihrer Persönlichkeiten als gleichgestimmte und -gesinnte Freunde über alles Trennende fast bis zum Schlusse zusammen.

„Du bist unser Meister und Führer“ schreibt Vischer einmal an den Freund, und was an aufgeklärter Gesinnung, an kritischem Denken, an Überwindung des Alten, Hergebrachten, Mittelmäßigen im damaligen Stiftlerischen Theologenbetrieb im Kreise der IA Repetenten laut und Formel wurde, das hat in Strauß seinen Ursprung, das ist mit der ersten Auflage des Lebens Jesu zum Programm geworden und das füllt nun das Denken und das Kämpfen der Freunde, das führt zum Bruch mit den theologisch unterwanderten Behörden bei Strauß und hinaus in den freien Schriftstellerberuf ohne Amt, das läßt Vischer hinüberwechseln in das Fach Literatur-Ästhetik, das bringt den im Amte befindlichen in nie überwundene Gewissensnot mit dem Gemeindeglauben oder Aberglauben, das schafft für die scheinbar Frommen und Heuchler, und für die kritisch Gelehrten wie den verehrten F. Ch. Baur Situationen, in denen Entscheidungen „Für oder Wider“ nötig werden, in denen widriger Moralismus getarnt mit ranziger Orthodoxie nicht müde wird, Strauß und Vischer als im Bunde mit dem Satan hinzustellen und zu verdächtigen. Und da ist es nun Vischer, der aus dem Kirchenlager Ausgesprungene, der schimpfen kann mit Fischartscher Grobheit und Naivität, der den in Stuttgart die Bibliothek benützenden und seine Streitschriften planenden Strauß auffordert, ja nicht nachzugeben, die Menzel und Hengstenberg zusammenzuhauen, die Mystiker zu entlarven. Getreulich berichtet er dem sich in die Theologie der Vernunft verbeißenden „Alten“, dem unermüdlichen Schaffer humoristische Begegnungen und Aussagen von Strauß-Feinden da und dort. In Boll, wo er zur Kur war, hört er einen im Nebenzimmer sagen, dem Strauß sollte man die Augen austechen und Hände und Füße abhauen, oder er sieht in Tübingen die Stiftspietisten auf dem Spaziergang: „Mein Hund fuhr directe auf den Schweizer los, der

an der Seite ging, und biß ihn in den Waden. Procurator) Lang meinte, er hätte ihm auch den anderen Waden hinstrecken sollen“. Feinfühlig bemerkt er die Verstimmung, fühlt er den „Zeltkameraden“ leiden in seiner amtlosen Einsamkeit, in der Verkenntung des theologischen Novums, das mit den Fragestellungen des Lebens Jesu geschaffen war, und er sucht ihn zu trösten, indem er ihm größere Theologen, wie den Berengar nennt, die nur darum bedeutend sind, weil sie Ketzer waren. Er bittet ihn durchzuhalten, wenn Strauß auch Augenblicke habe, wo es „schwer werde wider den fressenden, mordenden Ketzerschauer“ anzugehen. „Allein ich glaube nicht, daß Du der Grundidee, der mythischen Kritik, treulos wirst... denn Du bist jetzt Repräsentant der geistigen Freiheit unseres Jahrhunderts, wie sie endlich es gewagt hat, ihr Innerstes auszusprechen und an den Sitz aller Unfreiheit, an die religiöse Furcht vor dem faktischen Scheine der Idee, die Scheu vor dem Wunder, frischweg Hand zu legen“ (I, 40).

Strauß hinwiederum berichtet, wie brave biedere Pietisten, zum Beispiel mal ein Schuster, in seine Wohnung gekommen seien, um ihn zu bekehren, wie aber das offizielle Vaterland ihm keinen Raum zu forschen und zu denken gewähren wolle, wie er erledigt sei gerade für die Theologie, zu der er sich allein berufen fühle. Verfolgung, Mißtrauen, Drohung allüberall, wo er auftritt, und eine Geschichte aus dem Jahre 1858, die er erzählt, beleuchtet deutlich, was die Propaganda seiner Feinde erreicht hat. Er ist auf Besuch bei Pfarrer Rapp in einem kleinen hohenlohischen Nest. Das wird dem zuständigen Dekan Mehring gemeldet. Rapp bekommt einen Verweis, seine Beförderung stehe in Frage, wenn er sich nicht sofort von dem trenne, an dem die Gemeinde Anstoß nehme, zumal von einem Bauern mitgeteilt worden sei, Rapp und Strauß seien zusammen in die „Teufelsklinge“ gegangen (II, 151).

Stimmen Strauß die Angriffe nieder, so erheben sie Vischer. Ach, meint der Ästhetiker einmal, ich lache, wenn mich die Kirchenblätter auf die Schandbühne stellen, „nach mir werfen sie faule Eier, während nach Dir die Steine fliegen“ (I, 63). Der Augenmensch, der Entdecker des Komischen meldet sich immer wieder in seinen Schreiben. Da bekommen dann ehrwürdige Orthodoxe tolle Namen, und ein widerlicher Halber, wie Rümelin, wird eine „klebrige Backsteinkäs-Seele“ genannt, ein anderer als „Eichhörnles-Hirn“ karikiert.

Ästhetik gegen Theologie

Nicht daß Vischer kein Interesse für genuin theo-

logische Fragen mehr gehabt hätte, die den Freund mindestens bis 1841 aufs äußerste bewegten, also bis zu der Zeit, da er in seinem gelehrtesten Werk, der christlichen Glaubenslehre, den ganzen Kreis des Dogmas in pure Vernunft und Philosophie aufgelöst hatte und einen extremen Immanenz- und religionsphilosophischen Standpunkt entwickelt hatte, aber in allem bemüht er sich doch in jenen kritischen Jahren Strauß für die Literaturgeschichte zu gewinnen, für die Welt des Schönen, der Künste, der verdiesseitigten Humanität und für Reisen in den Süden. Bezeichnend, daß er dem Müden und nun fast menschenhassenden und Erfolge verachtenden Schriftsteller immer wieder das Thema einer modernen Ethik zuruft, die positiv sagen solle, wie der Mensch zu leben habe, wenn er seinen kirchlichen Glauben verloren habe.

Aber hier zeigt sich der Gegensatz. Strauß kann nicht über seinen Schatten springen, er deutet nicht wie Vischer durch das Auge, er wird hochmütig, abweisend, launisch, er vergrübelt sich, läßt angeknüpfte literarische Verbindungen wieder fallen, fühlt sich von dem nach ihm kommenden liberalen Geschlecht der Zeller und Schwegler nicht verstanden, und gesteht, es nicht fertig zu bringen „sich aus den Falten des schwarzen Rockes herauszuwickeln“. (I, 128). Vischer, der immer direkte, der warme Anreder erschrickt über den kalten Egoismus des Mitstreiters. Es liegt klar, daß er nicht versteht, was Straußens tiefstes Anliegen ist, nämlich als Theologe ernst genommen zu werden. Die Tragödie bleibt zwischen den Zeilen in den Briefen erschütternd. Dagegen geht der tief Getroffene etwas schulmeisterlich auf die sprudelnden Pläne Vischers ein, dem es immer pressiert, der aphoristisch skizziert, polternd droht, immer den neuesten Einfall und Lesestoff leidenschaftlich oder leicht verzerrend erzählt und den Freund um Rat fragt in verlegerischen und anderen Dingen.

Da erfährt Strauß etwa im Telegrammstil Vischers berühmte Antrittsvorlesung von 1844 mit Subjektivismen vermischt wie z. B. „Neulich sagte mir jemand, Mörike — — — lasse sich magnetisieren (von Blumhardt). Das wäre der erklärte tiefe Fall in die Höhle, wo Lavater, Gaßner, Eschenmeyer, Jesuiten und Cagliostro hausen, der ausgesprochene Bankerott und letztes Stadium der Existenz?“ Oder: „Auch eine Formel für Religion: die Religion ist das Wetter. Mit dem Wetter hat sie angefangen (da man das Wetter für Götter hielt, überhaupt alle Religion allein durch die Erscheinungen des Äthers den Anstoß findet, die geistigen Mächte zu projizieren), und mit dem Wetter (seitdem man nämlich die Dummheit desselben eingesehen) hat sie aufgehört.“ (I, 144). Wer hört hier

nicht den feinsinnlichen Pantheismus, wer auch nicht schon die Zufalls- und Katarrhlehre, die Tücke des Objektes, die Poetisierung der Welt, die Lieblingsideen des späten Vischer? Sympathisch ist diesem jungen Vischer nicht viel, er schwärmt für das Altdeutsche, das Kräftige, Gesunde, Poetische. Aber er denkt nicht daran, eine atheistische Sprache für sein Leid, die Tücken des Alltags, die Unzufriedenheiten zu finden, und wenns ihm paßt, kann er dem Freund auch mitteilen: „Bet' nun für mich, daß es leidlich bleibt; ich will's für Dich auch tun. Der Gott, zu dem wir beten, wird es uns, so Gott will, nicht nachtragen, daß wir bewiesen haben, daß er nicht existiert.“ (II, 110).

Das Poetische und das Weibliche

Nicht daß Strauß kein Organ für Musisches, Dichtkunst, Theater und Bildende Kunst gehabt hätte, in Stuttgart in seiner unfreiwilligen Verbannung ist er ein häufiger Gast des königlichen Hoftheaters, aber er löst sich nur sehr schwer von der Theologie. Die Gründe, warum er doch als Dreißigjähriger in einen Zustand der völligen Leere und des Überdresses an der kritischen Theologie kam, sind nicht in der Sache zu suchen, sondern bei Begegnungen mit dem weiblichen Geschlecht. Da erfahren wir zunächst etwas von einer schönen Unbekannten, die eines Tags bei Strauß erschien, ein Bouquet Blumen auf den Tisch stellte und im Gespräche äußerte, sie gehöre nicht zu denen, die den Verfasser so gescheiter Bücher ärgern wolle, wie die übrige Welt. Strauß hat brieflich nie das Geheimnis gelüftet. Im Theater faßt er eine schwärmerische Neigung zu der schönen Sängerin Agnese Schebest, die 1836 und 1837 in den Spielzeiten als Gast verpflichtet worden war und unter anderem mit ihrer Norma von Bellini oder ihrer Medea von Cherubini das Publikum begeisterte. Strauß schrieb, vielleicht mit Hilfe seines musikalischen Ludwigsburger Freundes Emil Kauffmann, im „Deutschen Courier“, dem damaligen Stuttgarter Tagblatt, Berichte über die Sängerin, die sogar gelegentlich in Distichen übergingen oder mit Schellingischer Philosophie auf dem Kothurn stelzten. Die Künstlerin erfuhr den Namen ihres Lobredners und lud ihn in ihr Hotelzimmer ein, wobei Strauß gleich die Kompositionen von Freund Kauffmann mitbrachte, er durfte ihr die Hand küssen und sich geistreich über Kunst unterhalten. Die Schebest ist fünf Jahre später dann mehr durch Zufall, jedenfalls ohne sein Zutun, seine Frau geworden. Inzwischen spielte eine andere Geschichte mit einer Wirtstochter, dem Minele S. aus Tübingen, deren Vater der Besitzer der Neckartyranei in der Neckar-

gasse war. Im Briefwechsel erscheint sie als „romantische Geschichte“. Sie wird in die Belichtung einer ernsthaften Werbung und tieferen Leidenschaft gestellt, aber zugleich auch konstatiert, daß sie sofort geheiratet werden könnte, wenn sie nur etwas geistreicher wäre. Bei einem Zusammentreffen zu zweit in Waldenbuch – sie kam von Tübingen, er von Stuttgart mit dem Schlitten – gibt er ihr einen Ring. Dann tauscht er gezeichnete Porträts mit ihr und schickt ihr verliebte Sonette. „Kindischer Humor beiderseits beim Mittagessen. Ich wünsche ihr gesegnete Mahlzeit, sie fragt, ob man nicht auch zu Tisch beten solle. Ich erzähle ihr die Geschichte von der Unbekannten und sage ihr, daß sie im Küssen noch weit hinter derselben zurück sei. Sie will sich bemühen, weiterzukommen, wünscht aber, daß ich die verfeinerte verführerische Kost nicht mehr versuchen solle.“ Es gibt einen Klatsch in Tübingen. Freund Mährlen, der Mörikefreund, will vermitteln und fragt in Tübingen an, wie eine Werbung des Strauß aufgenommen werde. Die Kavaliers-tat findet der Betroffene in Ordnung, kann sich aber jetzt doch nicht mehr dazu entschließen. Als sich das Paar Wochen später einmal zufällig in Cannstatt begegnet, teilt darüber Strauß Vischer mit: „ich fand mich übrigens sehr abgebrannt, diesem Mädchen gegenüber; sollte doch teilweise die alte Rolle spielen, um nicht wehe zu tun, wurde aber doch zum Teil durchschaut – und dieser Schmerz um ihre Täuschung und meine Verödung machten mir die Augenblicke peinlich.“ Vielleicht war „die dritte der Grazien“ der Anlaß, daß er keine Gefühle mehr hatte für das Minele. In Stuttgart lernt er bei Vorlesungen im Hause der Schwester Mährlens Emilie Sigel kennen, ein geistreiches, zierliches, hochgebildetes Mädchen, das Strauß offene Verehrung entgegenbringt. Ihr Vater war Oberamtmann, ihr Bruder Garnisonspfarrrer. Auch Mährlen denkt an einen Bund mit Emilie. Dadurch, daß der Bruder Garnisonspfarrrer aber die Werbung mißbilligte und Mährlen als Freigeist ablehnte, zog auch der empfindliche Strauß aus den weiteren Begegnungen seine negativen Schlüsse. Er fühlt sich verfemt, er glaubt die Wirkung des württembergischen Kirchenbannes zu spüren. So sind alle seine Versuche zu einem gut bürgerlichen Ehemann zu werden zunächst gescheitert. Er bildet sich ein, daß er als Dreißigjähriger doch keinen Mann spielen kann. Einmal, so schreibt er, sei er von den Dämonen einer wissenschaftlichen Idee besessen gewesen, doch diese seien nun ausgeflogen, sein Innerstes stehe leer. Er habe sie durch „gemütliche, verliebte Ideen“ ersetzen wollen, nun sehe er ein, daß seine Verliebtheiten doch zu schwach gewesen seien. Und Vischer gegenüber



D. F. Strauß

faßt er sein Leid zusammen: „Ich könnte an dieses heitere Kapitel (mit dem Minele) ein sehr ernsthaftes hängen, nicht etwa aus Katzenjammer, sondern über die Leiden eines Menschen, der in Klöstern aufgewachsen ist und von der Natur in geselliger Hinsicht verwahrlost, sich nur in Wirtstöchter und Schauspielerinnen verlieben kann, weil ihm das Frauenzimmer unter diesen Gestalten nahe tritt.“ (I, 68).

Die Welterfahrung der Freunde

Nähert sich der Briefwechsel dem dritten Jahrzehnt, dann treten die Gegensätze der beiden Naturen noch stärker hervor. Strauß hat inzwischen den Rat des Freundes befolgt und ist – 17 000 Gulden haben ihm seine Bücher eingebracht, Vischer bezieht als a.o. Professor in Tübingen gerade 3 000 Gulden Jahresgehalt – viel in deutschen Landen herumgereist, nachdem ihm seine Ehe mit Agnese Schebest zerbrochen war und er in Württemberg nicht mehr bleiben wollte. Er war längere Zeit in München, besuchte auch Venedig, hielt sich bei Verwandten in Bonn und in Köln auf, schaute sich die Dresdener Galerieschätze an. Die Mitteilungen, die er über Kunst und Atmosphäre einer Stadt dem Freunde machte, zeigen ihn immer stärker als einen Rationalisten, der von seiner Theologie her die Offenbarungen der Kunst beurteilte. Alles Mittelalterliche ist ihm fremd und widerlich, den Kölner Dom hielt er für ein schreckliches Gespenst aus abergläubischen Zeitläuften. Tizianische und raffaelische Madonnen oder Christusdarstellungen versteht er weder in ihrer supranaturalen Festlichkeit noch in ihrem verschwenderischen Pomp, er anerkennt

nur das, was diesseitig an ihnen ist. Vischer dagegen bleibt, je länger er sich mit der Kunst beschäftigt, im Rahmen der hegelischen metaphysischen Bestimmungen des Schönen dem Bereich des Jenseitigen, Wunderbaren, Himmlischen doch positiv aufgeschlossen, wenn er auch den religiösen Gehalt wegdisputieren will. Erst das scheinbar Antike, die Kunst des Klassizismus gewinnt Strauß Hochachtung ab, wenn er zum Beispiel einen Jüngling – Christus von G. Schick – darum für schön findet, weil er ein antiker Gott sein könnte. In Strauß hält sich mit aller Zähigkeit das nüchterne Erbe der stiftlerischen Erziehung, das augenlose Nachdenken und Urteilen über die Welt der Erscheinungen. Vischer dagegen hungert nach Anschauung, Objekten, Erleben. Er will sich vom Stiftler zum Weltmann emporarbeiten. Im Süden, in trockener Luft und bei den Denkmälern der Renaissance fühlt er sich wohl, da erwacht erst sein Bildungseifer, da befreit er sich langsam und unter viel Selbstanklagen von der Hegelschen Begriffssystematik, in die er sein „Jammerwerk“ die große Ästhetik zwingen will. Da holt er in tiefen Zügen auf, was eine jahrhundertlange stiftlerische Theologenerziehung verwehrt hat. In den geliebten Tiroler Bergen wird ihm seine tiefste Kollision als Ästhetiker erst bewußt: „der Haß gegen die Kultur bei der Einsicht in ihre Notwendigkeit“ (I, 241). Er übersieht dabei, daß die von ihm gepriesene „Rasse und Tracht der Tiroler“, die er für Natur hält, doch schon zur Kultur gehört. Ein unmittelbares Verhältnis zur Natur hat Vischer so wenig gehabt, wie Strauß. Er sucht, und hier ist er Schiller ähnlich, Natur in der Kultur und findet sie nur im unverbildeten Volkstum. Dies aber stößt ihn wiederum in seinen städtischen Entwicklungsformen ab. So sehr es ihn fortzieht, so sehr es ihn zu einer „städtischen Existenz“ drängt, nirgends wird er heimisch. Frankfurt nennt er „ein Saunest, die Einwohner potenzierte Tübinger“, in Zürich öden ihn „die schnöden Schweizer“ an, diese „Barbaren des Geschmacks“, und die Zustände, die er schon „im Misthaufen Tübingen“ für unausstehlich fand, trifft er auch in Zürich wieder an, in dem er sich über die schlechte Milch oder das Fehlen von Badehäuschen am Zürcher See oder die üble Straßenpolizei beklagt. Strauß nimmt solche Sprünge heiter hin, er nennt es die Unarten des geborenen „Nörglers“, die Vischer-sche Prozeßsüchtelei, die auch hartgesottenen Freunden manchmal auf die Nerven gehen kann. Die Natur Vischers muß „ein gewisses Pathos auf ihre Tendenz trumpfen“. Strauß bemüht sich, „daß der Zorn bei uns erstirbt im Vergnügen des Bildens“. So, lobt Vischer bei Erscheinen der Frischlin-Biogra-

phie des Freundes die „klassisch-konzisen“ Sätze und freut sich, daß aus dem Theologen nun doch „ein historischer Künstler“ geworden ist, während er anderswo bekennt, daß seine Streitlust und sein Denkeifer es nie zulassen, jemals historisch-objektivierendes Forschen sich anzueignen. Berufungen nach Karlsruhe und München lehnte er auch deswegen ab, weil er sich nicht zutraut, Geschichte der schönen Künste, höchstens eine Geschichte der Kunst in Gegensätzen (also doch wieder hegelisch) lesen zu können. („sein Sinn für das reine Datum ist zu schwach“). Vischer kommt nie zu sich selbst in seiner Schriftstellerei, er bleibt vielseitig orientierter Thesen-schriftsteller, der Gegenteiliges bekämpft und das Eigene an dem Bekämpften entwickelt. Darum stimmt auch Strauß den Vischerschen Prosektionen von Goethes Faust nicht zu. „Denn daß ein Prinzip falsch ist, das Dich dahin führt, dem Goethe einen Vers vorzumachen, das solltest Du doch, wenn Du Dich nur einen Augenblick von jenem Prinzip losmachst, selbst erkennen. Ich bleibe dabei: der Kritiker kann nur sagen und aufzeigen, wo und wiefern es der Dichter gut oder schlecht gemacht hat; geht er weiter und will ihm zeigen, wie er es hätte machen sollen, so wird er — — — um so gewisser zum Schulmeister.“ (II, 121). Strauß kommt dabei zur Erkenntnis, daß der Faust kein Kunstwerk ist, sondern ein Naturwerk. Belehren hat sich der Angegriffene nicht lassen, doch zuletzt einigten sich beide, indem Vischer Shakespeare, mit dessen Erklärung er in Zürich seine zweihundert Hörer hatte, über Goethe stellte, und Strauß in Goethe das Höchste an Lebenskunst und Dichtung für sein Dasein fruchtbar macht. Rührend zu erfahren, wie der beamtete Literaturprofessor sich auch in philologischen und biographischen Dingen Rat holt vom freien Schriftsteller, der über Goethe sehr viel mehr weiß, aber gleichwohl eine begründete Scheu hat, darüber zu schreiben, wozu ihn Vischer dutzendmal auffordert.

Für und wider Preußen

Am stärksten aber äußert sich der „lebendige Unterschied“ ihrer Männerfreundschaft in der Haltung zur Politik und zu politischen Entscheidungen. Der Pariser Februaraufbruch 1848 hatte beiden die Hoffnung gestärkt, daß nun auch auf dem Gebiete der Kultur ein freier Geist in die deutschen Behörden und Universitäten fahre. Beide wollten von der Kultur her die politischen Vorgänge erhöhen und bedeutend machen. Vischer „ist trunken vom Weine der Zeit“, er fühlt sich zum geistigen Landsknecht-führer berufen, nun die in schlechten Händen be-

findliche Volksbewegung mit seinem Rittergeist zu veredeln, in ihm ist „ein Pflichtgefühl aufgestiegen, eine Stelle im deutschen Parlament zu suchen“. Wie Uhland glaubte er an die apriorische Gutheit des Volkes und die absolute Schlechtheit des Staates und der „Regierungshunde“. Ja, er geht so weit, sich auch mimisch den Demokraten anzunähern, indem er Schlapphut, Schnurrbart und Vollbart trägt. Seine Begeisterung stößt bei Strauß auf innigstes Mißbehagen und Ablehnung. Da heißt es zum Beispiel „Einer Natur, wie die meinige war es unter dem alten Polizeistaat viel wohler, als jetzt, wo man doch Ruhe auf den Straßen hatte“ oder „ich lernte mich in diesen Tagen deutlicher als jemals dahin kennen, daß ich ein Epigone jener Periode der Individualbildung bin, deren Typus Goethe bezeichnet, und aus diesen Schranken weder heraus kann noch will. Gegen diesen Ausguß des Geistes auf Knechte und Mägde, gegen diese jetzige Weisheit auf allen Gassen, kann ich mich nur schneidend ironisch, schnöde verachtend verhalten.“ (II, 213). Tummelt sich Vischer frisch-fröhlich in der Wahlagitation, so läßt sich Strauß widerwillig von einer Ludwigsburger Petition in den Landtag schieben. Entscheidet sich Vischer mit Uhland zum linken republikanischen Flügel, wo er den „Trabantengockeler“ spielen will, so stellt sich Strauß nach seinem mißlungenen Debut in Stuttgart bewußt und unnachgiebig auf die Seite Preußens und wehrt sich erbittert – nicht verbittert – gegen die Politisierung des Daseins. Vischer scheitert in Frankfurt, und Strauß fühlt sich bestätigt. In der Restaurationsepochē erhebt Strauß sich vollends „über das Geschmeiß der Mittelstaaten“; ihm bedeutet jetzt „der provinzielle Unterschied der deutschen Lande“ (II, 226) nicht mehr viel, während Vischer zum fanatischen Preußenhasser wird und „Süddeutschland, vielleicht Stuttgart zum Bildungsmittelpunkt“ machen will.

Vischers spätere Versöhnung mit Bismarck-Preußen fällt nicht mehr in unseren Briefwechsel. Denn beide Freunde waren sich darüber einig, daß mit Preußens Sieg zum wenigsten auch der freie protestantische Geist, die Gewissensreformation gerettet sei, die etwa in München bis zum heutigen Tag ihren Gegenspieler hat. „Nun schwimmt das Geisterschiff München auf einem Sumpf, in dem nicht fortzukommen ist, wo die Luft immer einigermaßen verpestet ist. . . Wenn ich letzten Winter so an Sonntagen durch die Straßen von München ging, und von dem eingeborenen Volk Notiz nahm, erschien es nicht bloß mir, sondern auch den anderen so, wie in einer griechischen Kolonie am Schwarzen Meer dem Hellenen die gal-

lischen oder skythischen Ureinwohner erschienen sein mögen. Die Kluft zwischen der aufgeklebten Kultur und dem Grundstock der Barbarei in München ist ungeheuer. . .“ (Strauß II, 264). Ähnlich hat auch Vischer empfunden und ist einem Ruf des liberalen München an ihn nicht gefolgt, indem er von Zürich sich nach Stuttgart berufen ließ und immerhin bei dem Kultusminister soviel Autorität besaß, daß er nicht in das „Schmutzgrab Tübingen“ mit seinen „Giftmicheleien“ zurückkehren mußte, das ihn einstens verstieß.

Ehenöte

Am 20. August 1842 fand in Horkheim bei Heilbronn die Hochzeit Straußens mit der Sängerin Agnese Schebest statt. Rapp ging in der Trauredē „trefflich allem Christlichen aus dem Weg“. Vischer war nicht dabei, weil er sich ärgerte, daß ihn der Freund so sehr im Unklaren über die Lebensveränderung gelassen hatte. Der Ehemann fühlte sich glücklich und der Welt wiedergegeben. Zwei Kinder entsprossen dem Bunde. Kurze Zeit darauf heiratete Vischer ein Naturkind aus Österreich. Nun beginnt im Brief-



Fr. Th. Vischer

wechsel beider das langwierige Thema von Ehekrisen, Prüfungen, Fehlentscheidungen, Anwaltsberatungen, und beide fühlten sich nun wieder „als siamesische Zwillinge“, da sie beide bald so weit waren, daß sie sich von ihren Frauen trennen mußten, um unerträglichen Demütigungen der „liederlichen Engel“ (Vischer) zu entgehen und beide von Sorge und Qual hin und her gerissen wurden, was nun mit den Kindern zu geschehen habe, bei welchen württembergischen Freunden man sie unterbringen könne usw.

Der Fall der Agnese Schebest scheint klar: die Künstlerin hielt es in der Ehe nicht aus, sie fühlte sich verkannt und zu etwas Besserem geboren, sie machte ihrem Mann und den das Haus besuchenden Freunden böse Szenen. Als sich Strauß zur Trennung entschlossen hatte, blieb er dabei, auch wenn ihn weiche Stimmungen der Versöhnung anfielen, auch wenn ihn die Sehnsucht nach Häuslichkeit umbringen wollte, auch wenn er vernehmen mußte, daß die Frau im Hause des Stuttgarter Hofpredigers Grüneisen, seines theologischen Widersachers, aus- ein- eingehe. Vielfach richtete sich der jeweils wechselnde Wohnort danach, wo „der böse Dämon“, die Frau, sich aufhielt, mit der man nicht in einer Stadt zusammenleben wollte. Und Vischer ist es, der ihn stützt, ihm rät unnachsichtig zu sein, keine Wiedervereinigung zuzulassen „daß dieses Weib ihre gespenstische Bosheit bei Zeit wieder herausstreckte“ (I, 231). Strauß denkt in besonders wirren Augenblicken an Selbstmord, er fühlt die Kräfte schwinden, er ist „des ewigen Zerrens müde“ und braucht lange Zeit, um die volle Niederlage, den vollen Verzicht auszusprechen. Soll er nun ganz in der Blüte der Mannheit auf Frauenliebe verzichten? Die Frage taucht offen und geheim in den Briefen auf. Als er sich Emilie Sigel zur Betreuerin der Kinder auswählt, ein wohl angesehenes und Strauß verehrendes Mädchen, da äußert Vischer Bedenken, es möchten die pharisäerhaften Bekannten ihm daraus einen Strick drehen und sagen: „Da sieht man's ja, das ist dahinter gesteckt! Sein Geschmack sind solche geistreichen Verhältnisse; die Ehe war ihm nur zu trivial; da hat er sich nicht fügen mögen!“ (II, 16). Zudem fürchtet er bei einem solchen Zusammenleben die Weckung von sinnlichen Reizen, die dann unbefriedigt nur Verstimmung erzeugen. In der Tat, der Schwabe kennt seine Klatschmäuler und die erbärmlichen Verfasser des „eritis sicut deus“ Romanes, in dem die Straußfreunde einer Heidenmoral bezichtigt werden mit dem *fabula docet*: so kommt's, wenn man nichts mehr glaubt. Nein, lieber eine Not aushalten als den jämmerlichen Moralisten eine Schwäche zeigen.

Strauß siedelt sich nun außerhalb Württembergs an. In Heidelberg verlebt er wohl die glücklichsten Jahre seines Lebens als tapferer Junggeselle und unentwegter „Kneipant“, genau so wie Freund Vischer, der seine Abende in Wirtshäusern zubringt, das Münchener Bier tat das seine, um ihm die Stadt angenehm zu machen.

Doch wiederum anders verlief Vischers anfänglich „lustige Ehe“. Wie immer bei ihm, kommt der Zorn über das Weibliche und Unzulängliche aus weichem und verwundetem Herzen. Das Mitleid zerrt ihn hin und her, zumal da er der Frau keine eigentliche sittliche Schuld beimessen kann und er nur das fürchtet: „keine Stunde Ruhe haben, nichts arbeiten, nicht existieren können. Die Schwierigkeit des Austreibens erkennst du selbst, und so liegt dies rein ratlos.“ (II, 190). Und doch quält er die Freunde ihm zu raten, und wenn sie das tun aus bestem Wissen, so ist er dennoch unzufrieden, so daß zuletzt Strauß den Briefwechsel mit ihm über die leidige Trennung oder Wiedervereinigung aufgibt. Leidenschaften zu anderen Frauen packen ihn, um wieder in großen Enttäuschungen zu enden.

So hängt er sich an seinen Robert, den er eine Zeitlang bei Max Planck in Ulm unterbringt, nachdem beider Söhne zuerst bei Stadtpfarrer Fischer in Öhringen waren, freut sich an des Sohnes Begabung, Humor und Talent zur Anschauung, erkennt aber auch dessen Schwächen für Grammatik und Gedächtnis und die eigentliche Lernarbeit. Es schwebt ihm eine Erziehung des Sohnes in jünglinggemäßer Umgebung vor, etwa in einem heutigen Landheim, und nicht bei vertrockneten Schulmeistern und bürgerlichen Musterknaben, die er „subjektivitätslose Naturkloben“ heißt. Bei den Begegnungen mit der ihm nachreisenden Frau ereignen sich Szenen, die Vischer in barocken Gemälden voller Dramatik und mit satten Farben beschrieben hat. Da bricht dann immer wieder der verdrängte Novellist und Romanschreiber aus ihm heraus, man fühlt, daß es ihm gut tat, wenn er sich schriftstellerisch über seine Weibernot entladen konnte. Der Nervenmensch leidet dann nicht am Moralischen, das sich von selbst versteht, sondern auch an dem schlechten Züricher Wirtshausessen, an den Dämonen des ständigen Katarrhs, an der ständigen Kollision von Pflicht und Versuchung zu lesen und zu schreiben und zu genießen, was unwiederbringlich die Zeit mit in das Nichts nimmt.

So zeigt sich beider Natur und Wesen in ihrer Ehenot und wie sie damit fertig wurden, am kräftigsten und persönlichsten.